

NIKOLAAS TREURNIET, BLARICUM

**Mörderisches Schuldgefühl\***

*Übersicht:* Der Autor gibt einen Behandlungsbericht über die Analyse eines jugendlichen Mörders, und zwar unter dem Aspekt der unbewußten Determinanten eines Verbrechenens. Um der Gefahr einer folie à deux zu entgehen, wurde die Analyse von vier erfahrenen Klinikern – zwei Frauen und zwei Männern – begleitet, die den Behandlungsverlauf kontinuierlich kommentierten. Im Mittelpunkt der Arbeit mit dem Analysanden stand die Frage, ob und wodurch die Straftat »erklärt« oder zumindest erklärbar werden könnte. Treurniets eindringlich erzählte Fallgeschichte – Ergebnis eines wissenschaftlichen Forschungsprojekts im analytischen Feld – zeigt, was die klinische Praxis der Psychoanalyse auch in einem so schwierigen Bereich wie dem des Strafvollzugs und der Resozialisierung (im Rahmen der holländischen Mesdag-Klinik) zu leisten vermag.

*Einleitung*

Es ist schwer, die wissenschaftliche Untersuchung des psychoanalytischen Prozesses mit einer gewissen methodologischen Härte durchzuführen, da ja die Grundbeobachtungen nicht zugänglich sind, wie auch die Art und Weise, nach der die Beobachtungen meist geordnet, hergeleitet und zusammengefaßt werden, um Hypothesen zu entwickeln oder zu prüfen. Außerdem fördert die klinische Retrospektive, bei der nachträglich Ursachen aus den Folgen abgeleitet werden, nur das zirkuläre Disputieren (Wallerstein, 1991). Umgekehrt wird der psychoanalytische Prozeß auf oft unakzeptable Weise gestört, wenn Grundbeobachtungen methodologisch verantwortlich veröffentlicht werden; allerdings wird darüber jetzt etwas differenzierter nachgedacht als früher (Weiss und Sampson, 1986). Der Raum für Untersuchungen wird bei all diesen Beschränkungen dann recht klein. Seit die Gegenübertragung ein respektable Begriff geworden ist, wird mit Recht an der Fähigkeit des Analytikers gezweifelt, selbst »objektiv« wiederzugeben, was in einer Analyse geschieht. Auch bei den Juristen gilt nicht umsonst der Satz »unus testis nullus testis«, ein Zeuge ist kein Zeuge: Immer ist mehr als eine Person nötig, um eine Beweisführung glaubwürdig zu machen, ein »tertium comparationis«, ein »objektives Korrelat«. Wie wichtig die trianguläre Beziehung für die Entwicklung des Realitätsbegriffs ist, wissen wir ja

aus unserer Kenntnis der Kindesentwicklung. Je mehr Zeugen also, desto besser. In jeder Analyse ist die Gefahr einer »folie à deux« immer gegenwärtig. Daher auch die große Bedeutung von Supervision, kollegialer Supervision und Beratung, klinischen Arbeitsgruppen usw. Frans Verhage hat dieses Prinzip rigoros auf die klinische Praxis angewendet und formalisiert. Dieser Beitrag soll einen bestimmten Aspekt solcher Anwendung beschreiben: die Untersuchung der unbewußten Determinanten eines Verbrechenens. (Vgl. auch Kategorie d im folgenden Abschnitt.)

*Der Untersuchungsplan*

Die Analyse – 5mal 45 Minuten pro Woche – fand in einem stationären Setting statt, der Van Mesdag-Klinik in Groningen, einer Klinik für delinquente Patienten, die auf Anordnung der Regierung dort eingewiesen werden.

Der Analysand war ein damals 27jähriger Mann. Die Straftat war Mord. Der Analytiker schrieb nach jeder (analytischen) Sitzung noch am selben Tag einen Bericht, jedoch nicht während der Sitzung selbst. Die Berichte von je 20 Sitzungen (genannt eine Periode) sandte er an vier verschiedene Kommentatoren. Diese schickten unabhängig voneinander ihren schriftlichen Kommentar, der nach bestimmten Kategorien eingeteilt war, an einen zentralen Registrierposten, zu dem nur der Projektleiter Frans Verhage Zugang hatte, selbst der Analytiker nicht. Einmal im halben Jahr, also immer nach je fünf oder sechs Perioden, wurden die Kommentare an alle Mitglieder der Projektgruppe gesandt. Der Analytiker fertigte daraus einen Überblick, bei dem sowohl die Übereinstimmungen als auch die Unterschiede geordnet wurden. Danach wurde einen ganzen Tag lang über dieses Material diskutiert. Diese Diskussion wurde auf Band aufgenommen, abgeschrieben und an alle Teilnehmer verschickt. Der Analytiker selbst hatte einmal im Monat Supervision durch einen Kollegen, der zwar selbst keine Kommentare schrieb, wohl aber bei den halbjährlichen Besprechungen dabei war an und der Diskussion teilnahm. Die Kommentatoren beurteilten das Material nach folgenden Kategorien:

a) Zur Übertragungsneurose: Wie sehen Sie den Patienten in der aktuellen Situation? Was ist das Wichtigste im Prozeß der Übertragungsneurose? Welche aktuellen, nicht die Technik betreffenden Faktoren (z. B. die Klinik-Situation oder von außen kommende Einflüsse) haben Einfluß auf den Prozeß gehabt oder ggf. Veränderungen im Material bewirkt?

\* Bei der Redaktion eingegangen am 28. 1. 1993

b) Zur Struktur: Welche Veränderungen in der Abwehrorganisation, anderen Ich-Funktionen und/oder Objektbeziehungen finden Sie in dieser Periode bedeutsam? Das gleiche in Bezug auf die Trieborganisation und die Überich-/Ich-Ideal-Formation.

c) Zur Technik: Welche Interventionen des Analytikers haben Veränderungen im Material bewirkt und/oder den Prozeß beeinflußt?

d) Zur Straftat: Ist Ihnen in dieser Periode etwas deutlich geworden, wodurch Ihrer Meinung nach die Straftat dieses Patienten »erklärt« oder wenigstens erklärbarer geworden ist?

e) Im Bereich der Spekulation: Welche Deutungen oder Verhaltensweisen des Analytikers hätten Sie unterlassen oder, umgekehrt, welchen Einfluß hätte das auf den analytischen Prozeß gehabt oder haben können, und was sind Ihre Argumente dafür?

Jede dieser Kategorien wurde noch einmal unterteilt in den tatsachenorientierten Kommentar einerseits und Spekulationen, Hypothesen und Vorhersagen andererseits.

Das Team der Kommentatoren bestand aus zwei Frauen und zwei Männern. Die beiden Frauen waren sehr erfahrene Analytikerinnen aus Amsterdam (Jeanne Lampl-de Groot und Bets Frijling-Schreuder), die beiden Männer kamen aus Groningen, der eine ein sehr erfahrener Analytiker mit zusätzlich großer Erfahrung in der forensischen Psychiatrie, der andere mit viel Erfahrung in der Psychotherapie von Delinquenten in der Van Mesdag-Klinik (Hein Goudsmit und Koos Reicher).

### Die Straftat

Das Folgende stammt aus dem Bericht der Justizbehörden. Während eines Aufenthalts in Schweden hat der Patient zusammen mit seinem holländischen Freund K, der einige Jahre jünger war, als Zweiundzwanzigjähriger den ebenfalls holländischen Jungen F ums Leben gebracht. K, der Freund des Patienten, wußte F mit einer Flunkerei in das Haus zu locken, in dem der Mord dann geschah: die Freundin von F, die kurz zuvor vergewaltigt worden war (durch wiederum jemand anderen, der in der Geschichte weiter keine Rolle spielt), sei in dem Haus anzutreffen. Unterwegs wird geredet und im vorderen Zimmer etwas »geraucht«, nach einem Weilchen wird F mit einem Strick an Händen und Füßen gebunden. K hat dabei die Initiative, und das Opfer läßt alles ohne Widerstand geschehen, auch als ihm ein Tuch vor den Mund gebunden wird. Sie gehen dann in das hintere Zimmer, wo die Hände kurz losgebunden werden, um sie um einen Pfosten hinter dem Rücken wieder festzubin-

den. Nach einigem Zögern und beidseitiger »Beratung« beginnt K, F auszuziehen. F beginnt nun, Laut zu geben, und sagt, daß er keine große Geschichte daraus machen würde, wenn sie ihn sofort losbänden. Das war sein Verhängnis. Nun beginnt sich der Patient einzumischen. Wahrscheinlich um F zum Schweigen zu bringen, schlägt er ihm mehrmals mit dem Messergriff kräftig auf den Kopf, so daß F in sich zusammensackt und bewußtlos wird. Zusammen legen der Patient und K ihm dann einen Strick um den Hals und ziehen ihn ordentlich fest. Danach schneidet K ein Handgelenk von F durch, so daß dessen Hand gerade noch fest sitzt. Dann sticht der Patient das Opfer mehrere Male mit einem Messer in Hals, Rücken und Arm, wobei Herz, Lungen und die Halsschlagader durchbohrt werden. Aus der Sektion ergab sich, daß F höchstwahrscheinlich schon durch Erwürgen ums Leben gekommen ist.

### Anamnese

Es folgt nun die Anamnese, wie sie von Mitarbeitern der Van Mesdag-Klinik erhoben wurde. Der Patient ist das jüngste von sechs Kindern. Die Ehe seiner Eltern wurde 1932 geschlossen und galt als gut. Die 1906 geborene Mutter starb im August 1948, als der Patient gerade vier Jahre alt geworden war. In der Familie war sie die stärkste Persönlichkeit und das verbindende Element. Sie wird als eine liebe, ruhige Frau charakterisiert, die außerdem nicht bange war, auf etwas zuzugehen. Sie kam aus einer Bauernfamilie. Der Vater, geboren 1898, arbeitete als Decksmann auf einem Sandsauger (Baggerschiff); nach dem Tod seiner Frau nahm er eine feste Arbeit als Fabrikarbeiter an. Seine Kinder beschreiben ihn als fanatisch fromm, er ging ganz im römisch-katholischen Glauben auf. Nach dem Tod der Mutter stand der Vater völlig ohnmächtig vor der Aufgabe, die Familie zu versorgen, vor allem in emotionaler Hinsicht. Er gab sich zwar viel mit seinen Kindern ab, aber wie eins von ihnen, insbesondere in seiner Haltung gegenüber dem Patienten. Er ließ sich betüdeln, auch durch die Behörden. Die Kinder fühlten sich an Außenstehende ausgeliefert. Während des Projekts erlebte man den Vater als einen freundlichen, aber schwermütigen Mann, der sich vom Leben geschlagen fühlt. Das stimmte auch sicher, denn er war wegen der Trunksucht seines Vaters in einer Pflegefamilie aufgewachsen und wußte sich nach dem Verlust seiner (mütterlichen) Frau eigentlich überhaupt keinen Rat mehr. Die Kinder schätzten ihn, fanden ihn aber auch ziemlich schwierig: Wenn ihm z. B. etwas nicht gelang, dann grollte er, wurde verschlossen, und es entstand daraus eine geladene, unerträgliche Atmosphäre.

An der Lebensgeschichte dieses Patienten kann man deutlich sehen, wie sehr Krankheit und Tod der Mutter und die danach sehr wechselnde Fürsorge einen zerstörerischen Einfluß auf seine emotionale Entwicklung hatten. Die ganz frühen Jahre waren wahrscheinlich gut, aber darüber ist wenig bekannt. In ihrem letzten Lebensjahr war die Mutter vier Wochen lang in Amsterdam (weit von zuhause) wegen einer Brustamputation im Krankenhaus. Danach war sie vier Wochen daheim, dann mußte sie wieder wegen einer Probeexzision nach Amsterdam. Danach war sie sieben Monate lang krank zuhause, vermutlich größtenteils bettlägerig. Weil sie immer mehr liegen mußte, fand der Kontakt zwischen dem Analysanden und seiner Mutter auch zunehmend in ihrem Bett statt. Dadurch wurde er sehr eng in ihren körperlichen Verfall und – schließlich – ihren Tod einbezogen. Als Folge ihrer pleuritis carcinomatosa, der direkten Todesursache, hatte die Mutter ernste Atembeschwerden. Für das Kind sah es so aus, als sei die Mutter zerstört worden, getötet durch etwas, das überdies nicht zuhause geschah, also etwas Geheimnisvoll-Unheimliches.

Zum Zeitpunkt des Todes der Mutter sah die Familienstruktur folgendermaßen aus: Der Vater war 50 Jahre alt, es gab einen Sohn von 15 Jahren, dann Töchter von 14, 11, 10 und acht Jahren, die Reihe schloß der Patient, der damals vier Jahre alt war. Aus der Sicht der Kinder wurden die Familienverhältnisse immer wieder umgewühlt, weil die Familienhelferinnen der römisch-katholischen Familienfürsorge so oft wechselten. Über die Kleinkind- und Latenzzeit des Patienten ist außerdem nur bekannt, daß er bis zu seinem siebten Jahr einnäste, in der ersten Grundschulklasse einmal sitzenblieb, vermutlich, weil er noch gar nicht schulreif war, und daß er große Angst im Dunkeln hatte. Letzteres war mitbedingt durch einsame Gefangenschaft im Keller, in den ihn seine Schwestern oft sperrten, wenn sie seine Provokationen satt hatten. Je älter er wurde, desto mehr provozierte der Patient Bestrafungen. Mit 13 wurde er auf gerichtliche Anordnung hin wegen Verhaltensstörungen in einem römisch-katholischen Internat untergebracht. Danach folgte eine Reihe kleiner Vergehen, jedes für sich nicht schwerwiegend, aber ausreichend, ihm immer wieder Bestrafung zu verschaffen.

Einer der Kommentatoren bei dieser Untersuchung (Koos Reicher) hat vor Beginn der Analyse aus denn vorliegenden Berichten eine Übersicht angefertigt und dabei zugleich einige Annahmen zu Papier gebracht. Es folgt eine Zusammenfassung dieser Arbeit:

Die Mutter ging zwölfjährig als Dienstmädchen von zuhause weg. Der Vater hatte als Sohn eines Alkoholikers eine schwere Jugend und landete

schließlich in einer Pflegefamilie. Sie heirateten gezwungenermaßen, als sie 26 und er 34 Jahre alt waren. Der älteste Sohn, der Grund für die Heirat, machte in der Jugend viele Schwierigkeiten, weil er u. a. stahl, bekam vom Vater viel Schelte und nicht selten eine Tracht Prügel, letzteres auch in Anwesenheit des Analysanden. Die Mutter soll die Kinder immer wieder gegen den Vater in Schutz genommen haben. Um sie drehte sich alles, sie war die treibende Kraft in der Familie. Der Vater war in Bezug auf die Mutter weniger Vater der Kinder als Kind unter anderen Kindern, was vermutlich von der Mutter selbst gefördert wurde. 1944 ist die Rede von einer neuen Schwangerschaft der Mutter – sie war mit dem Patienten schwanger –, obwohl dies wegen einer Nierenkrankheit bekanntermaßen kontraindiziert war. Der Analysand wurde nach dem alkoholabhängigen Großvater väterlicherseits genannt. Die Mutter wurde krank, als der Analysand noch keine drei Jahre alt war. Man hielt ihn für Mutters Liebling. Der Vater mußte der Mutter vor ihrem Tod geloben, immer gut für den Analysanden zu sorgen. Nach dem Tod der Mutter war der Vater für lange Zeit aus dem Tritt: sehr reizbar, launisch und viel außer Haus. Er verlor sich ganz in seinem eigenen Kummer und ließ seine Kinder faktisch und gefühlsmäßig im Stich. Trotz Hilfe von Nachbarn, Familienfürsorge und dergleichen geriet die Familie völlig aus den Fugen. Es scheint nicht unmöglich, daß der Vater die Haßgefühle gegen seinen jüngsten Sohn, den er angesichts der Kontraindikation für die Schwangerschaft als Mitursache für Krankheit und Tod seiner Frau erlebt haben könnte, mit einer Depression und Schuldgefühlen für den Tod seiner Frau überdecken mußte, gerade auch deswegen, weil er als Verursacher der Schwangerschaft und durch sein Gelübde geradezu festgenagelt an die Abwehr seiner Wut war. Eigentlich war die älteste Tochter Vaters Augapfel – sie ist auch nach ihm benannt –, aber der Analysand war für den Vater die Verbindung zu der Verstorbenen. Kurzum, Ambivalenz im Überfluß: Der Vater war übermäßig besorgt, konnte nicht ohne ihn sein und mußte sich häufig anstrengen, seine Liebe zu zeigen, was ihn in hohem Maße erpreßbar und manipulierbar machte. Das einzige Feld, auf dem sich der Vater als standhaft herausstellte, war sein katholischer Glaube. Nur hier war der Vater ein vertrauenswürdiges Vorbild, wobei er jedoch stets auf die Christusfigur verwies, der nachzufolgen nie gelingt, ein absolut unerreichbares Ideal, jedenfalls unerreichbar bei dem Fanatismus, mit dem der Vater es belud und dann forderte.

Aufgrund der anamnestischen Daten und des Materials der ersten drei Monate der Analyse kam die Arbeitsgruppe zu der Hypothese, daß es eine sehr enge unbewußte Beziehung zwischen dem Delikt einerseits

und dem Trauma durch die Erlebnisse beim Sterbensprozeß der Mutter andererseits gab. Besonders unbewußten Schuldgefühlen wurde eine entscheidende Rolle als Motiv zugesprochen; das ist die Haupthypothese bezüglich Kategorie d) (Verständnis der Straftat), ein Verbrechen aus Schuldgefühl, wie der Titel schon sagt.

### *Das »Material«*

Es soll nun die Beschreibung einer Durchsicht des ganzen Materials der Untersuchung folgen, bei der ausschließlich diese Frage berücksichtigt wird: »Ist Ihnen etwas deutlich geworden, wodurch Ihrer Meinung nach die Straftat dieses Patienten »erklärt« wird oder wenigstens erklärbar geworden ist?« Eine gewisse Künstlichkeit ist dabei unvermeidbar. Es ist ja schwierig, diese Frage befriedigend zu beantworten, ohne gleichzeitig den ganzen analytischen Prozeß in die Antwort einzubeziehen. Das ginge aber über den Rahmen dieses Beitrags weit hinaus und muß bis zu einer Gesamtdarstellung dieser Analyse warten, bei der alle Kategorien, also auch a), b), c) und e) berücksichtigt werden. Aber auch diese eingegrenzte Durchsicht ist nicht vollständig. Denn auch nur die Erwähnung all des Materials, das von jedem Kommentar zu Kategorie d) geschrieben wurde, überschritte den mir zugestandenen Raum bei weitem.

Deshalb habe ich eine Auswahl getroffen und mich auf die Sitzungen beschränkt, die von dem meisten Kommentatoren bezüglich der »Erklärbarkeit« des Delikts für relevant gehalten wurden. Die Sitzungen sind durchnummeriert, und die Zahl in der Klammer gibt an, um die wievielte Sitzung es sich handelt.

In (5) sagt der Analysand ganz beiläufig, er habe schon als Kind gewußt, daß er einmal jemanden ermorden würde. Als Beweggrund nennt er zu dem Zeitpunkt: Ich bin so ein schlapper Kerl, ich zähle nie zu den echten Jungen, ich bin zum Fußballspielen zu ängstlich. Einige Tage später (7) erinnert er sich eines Angsttraums von früher: Er lief einen Gang entlang, und draußen war ein schwerer Sturm; große froschartige Monster drückten sich gegen die Fenster, und er hatte Todesangst, daß die Fenster nachgeben und die Monster ihm Böses antun würden. Er hat diesen Einfall im Zusammenhang mit der Tatsache, daß sein Meerschweinchen so abgenommen hat. Viel später in der Analyse, als es stirbt (532), sollte sich herausstellen, wie sehr sein Meerschweinchen auch unbewußt für die Mutter steht. In (9) erzählt er, daß er früher sadistische Dinge mit Tieren anstellte, wie Frösche in's Feuer zu werfen oder Tiere lebend zu

begraben, und wie schrecklich schuldig er sich dann fühlte. In den folgenden Sitzungen beschreibt er ausführlich, wie er sich heute gegen »so sadistische Dinge« schützt: mit dem unerbittlich strengen Glauben der Zeugen Jehovas, »um das siebenköpfige Monster bekämpfen zu können« (18).

In (24) reproduziert er Erinnerungen an seine heftige Eifersucht auf Katja, seine älteste Schwester und Vaters Liebling. Mit ihr ging der Vater samstags in die Stadt, und der Analysand durfte nicht mit. Aber er erpreßte dann den Vater, indem er hinterherlief und sich nur gegen Geld wegschicken ließ. Klauen und schlechtes Betragen haben erst nach einem Ereignis im sechsten Lebensjahr angefangen. Er hatte 20 junge Hähnchenküken für fünf Cent das Stück gekauft und für das Doppelte weiterverkauft. Sein Bruder war dagegen, aber der Vater sagte, er könne das Geld behalten, denn es sei ehrlich verdient. Als aber der Analysand fünf Hähnchen mit Haferabfall aus der benachbarten Mehlfabrik selbst großgezogen hatte, nahm der Vater sie und hackte ihnen, während der Analysand dabeistand und völlig fassungslos war, einem nach dem anderen den Kopf ab. Sie wären doch lecker zu Weihnachten. Nicht lange danach schlug der Vater auch dem Kaninchen des Analysanden den Schädel ein. Dann folgt eine Geschichte über einen Schäferhund, den der Analysand versorgte, aber auch quälte. Er wurde rasend, wenn der Hund Angst vor ihm hatte. Wenn irgend möglich, holte er ihn ins Haus, zum Ofen, aber Vater und Bruder verlangten, daß er doch wieder hinaus in die Kälte mußte. Auf diese Weise bekam er Lungenentzündung und starb. Danach (26) wurde klar, worauf er schon die ganze Woche saß: Heute habe er Kopfschmerzen, sei reizbar und geräuschempfindlich, weil er vor vier Tagen onaniert habe. »Die Strafe kommt also doch!« Dann stellt sich heraus, daß seine Geräuschempfindlichkeit mit dem Inhalt seiner Onaniephantasie zu tun hat. Jedes Geräusch ist wie ein Peitschenhieb; es geht also um Peitschenhiebe.

In den folgenden Stunden bringt er mit zunehmender Scham seine Onanie-Probleme. Beim Masturbieren hat er masochistische Phantasien. Er schaut dabei gern in ein Büchlein über Mina, die Peitschengöttin. Er hat auch einen Kasten mit Nägeln konstruiert, unter dem er, auf dem Rücken liegend, durchkroch, so daß die Spitzen wie Fingernägel über seine Brust kratzten. Bei diesem Geschehen teilte er sich in zwei Teile auf und phantasierte, aktiv sadistisch zu sein und gleichzeitig mit dem passiven Anderen mitzugenießen, der er auch war. In der gleichen Sitzung (43) erinnert er sich, wie herrlich er es fand, wenn ihm der Vater beim Pipmachen half und ihm dabei seinen Pimmel streichelte. In (56) erzählt er

über ein schrecklich ängstigendes Erlebnis aus der Zeit seiner Haft in dem römisch-katholischen Internat. Er wurde damals durch einen viel älteren Jungen sexuell mißbraucht und erstickte beinahe vor Angst, als er dazu gezwungen wurde. Später praktizierte er gegenseitige Onanie mit einem Freund, aber das war gar kein Problem. Als großes Problem dagegen empfand er es, mit einem anderen Jungen im Bett zu liegen und zärtlich zu sein: Das findet er das Beschämendste, was es gibt, zärtlich sein. In (66) erwähnt er ganz nebenbei, daß sein Vater ein Jahr lang in Australien bei seiner Schwester Katja war, die dorthin ausgewandert ist. »Merkwürdigerweise war das gerade, ehe ich 21 Jahre alt wurde und nach Schweden ging. Es war so traurig für Vater, denn als er zurückkam, hatte ich gerade den Mord begangen. Vom Schiff hatte er mir noch geschrieben, daß er eine teure Flasche Wein gekauft hätte, die er mit mir trinken wollte.«

In (74) stellt er fest, daß er so schrecklich gespalten sei, es sei wirklich ein Kreislauf: Nach der Schmutzorgie, der Masturbation, hat er Sehnsucht nach ewigem Frieden, aber das wird dann wieder so schnell langweilig. In (75) folgen dann Aussagen über den Mord. Als er achtzehn war, dachte er zum ersten Mal ganz bewußt und deutlich: Ich werde jemanden töten. Der unmittelbare Anlaß dafür war ein Plakat, auf dem stand, daß man immer das tun soll, was man sich vornimmt. Er wußte, daß er es tun würde, sobald er volljährig wäre, also wirklich verantwortlich, und erst dann kann man auch echt bestraft werden. In Schweden hatten sie nichts beweisen können, er hatte ja ein wasserdichtes Alibi, und als das klar war, hatte er freiwillig gestanden, aber an einem Sonnabend, so daß der Richter von seinem Wochenendhaus extra nach Stockholm herkommen mußte. Zuerst hatte er sich noch nicht getraut, dem Richter zu sagen, daß er bei dem Mord eine aktive Rolle gespielt hatte, aus Angst vor dessen vorwurfsvollen Augen. Er sagt dann, er habe sich schon sehr lange nach Strafe gesehnt, in einer Zelle zu sitzen und versorgt zu werden, vor allem durch Askese von den Schrecknissen seines Phantasielebens erlöst zu werden, daher auch seine Zugehörigkeit zu den Zeugen Jehovas.

Eine Erinnerung aus seinem zwölften Lebensjahr (89) läutet eine Periode ein, in der es viel assoziatives Material, aber auch Aktionen inner- und außerhalb der analytischen Stunden gibt, in denen das magische Denken zentral ist. Damals hatte er eine Rasierklinge seines großen Bruders genommen und in der Schule zu einem Mädchen gesagt: »Soll ich Dir mal in Deine Hand schneiden?« Sie lachte etwas, und er tat es. Sie blutete stark, und der Patient erschrak fürchterlich. Er hatte sich nicht vorstellen können, daß so etwas tatsächlich wirken würde. Es folgte nun eine

ganze Reihe von Strafen. In der folgenden Stunde schiebt er weiter die Wirklichkeit beiseite und versucht, mir mit Magie Angst zu machen: »Der Heilige Geist ist eine Art Instrument und könnte Sie ohne weiteres tot umfallen lassen.« Etwas Ähnliches bringt er in (124), als er erzählt, daß er früher, als er in einer Gießerei in Arnheim arbeitete, furchtbar Angst hatte, mal eben in das kochende Blei zu springen; als ob er durch eine unsichtbare Hand dorthin gezogen wurde, wie um zu beweisen, daß er unverwundbar sei.

In Sitzung 130 spricht er von der Mutter. Sie hatte einen schwedischen Namen – deswegen hat er als erste Fremdsprache auch Schwedisch gelernt. Er ist eben nicht ohne Grund gerade nach Schweden gezogen, sobald er volljährig war. Die Mutter hatte ihn arg lieb und fand es selbst so schlimm, daß sie sterben und ihn so jung und klein zurücklassen mußte. Dann erzählt er, wie er danach für seine Schwestern immer lästiger wurde; sie mußten ihn füttern, und seine Faeces ließ er in die Knickerbocker laufen. Er kommt dann selbst auf den Gedanken, daß er damit vielleicht sagen wollte: Ich bin wieder so klein, daß die Mutter kommen muß. »Und vielleicht bin ich auch nach Schweden gezogen, um sie, oder etwas von ihr, dort wiederzufinden« (131). Kurze Zeit danach bekennt er sehr beschämt, daß er sich mit roter Farbe Blut auf den Körper gemalt, auf Arme und Rumpf Wunden gezeichnet und dann von dem Spiegel masturbiert hat (143).

In (164) kommt dann seine Überzeugung: »Glücklicherweise bin ich unverwundbar, für mich besteht keine Wirklichkeit, und also gibt es auch keine Konsequenzen; ich habe irgendwie schon immer gewußt, daß ich für meinen Mord nicht bestraft würde, schon bevor ich ihn beging. Wenn ich einen Mord begehe, dann ist das anders als bei anderen.« Dieselbe magische Grandiosität setzt sich dann nicht nur in seinen Einfällen fort, sondern auch in seinem Verhalten in der Klinik, womit er zugleich immer mehr Strafen provozierte. In (178) bringt er eine Briefmarke, auf der die Königin abgebildet ist, mit in die Sitzung und reißt sie in Stücke. Scherzend bemerkt er, daß sie nun wohl sterben wird oder jedenfalls sterben könnte, wenn er ihr einen Packen von zerrissenen Briefmarken schickt, denn dann würde sie nervös werden und einen Herzschlag bekommen, genau wie sein Vater. In (184) erklärt er, daß Phantasien eigentlich viel schlimmer als Taten wären. Wenn er onaniert und Folter und Triumph phantasiert, genau dann ist er wirklich schlecht. In (186) sagt er, er glaube wirklich an Magie: Wenn er eine Puppe macht, die jemanden darstellt, und die er dann mit Stecknadeln durchbohrt, dann stirbt derjenige wirklich. »Wenn ich echt wollte, könnte ich zaubern,

aber das will ich nicht, denn vielleicht verliere ich dann die Kontrolle darüber.« Hier kann ich zum ersten Mal eine Verbindung ziehen zu dem Gefühl, das er vielleicht als Kind hatte, als die Mutter krank geworden war: so wie er damals die Kontrolle darüber verloren habe, wenn er so böse auf die Mutter wurde, weil sie krank war. Und je kränker sie wurde, um so böser wurde er, und je böser er wurde, um so kränker wurde sie: Er machte sie krank mit seiner Bosheit.

In (223) beginnt er sich zu fragen, wie es kommt, daß er es absolut nicht erträgt, wenn er für jemanden nicht der Einzige ist und nicht Macht über alles hat. Dazu sagt er, es sei aber auch so wahr, daß er Eifersucht nicht verträgt. Er überlegt dann, ob er sich nicht durch Mutters Krankheit und Tod sehr zu kurz gekommen fühlte. Auf einmal erinnert er sich nun, was er dachte, direkt bevor er den Mord beging: Ich komme ins Gefängnis, und ich will auch ins Gefängnis. In diesem Moment ist er empfänglich für die Idee: »Ich habe Mutter getötet, und ich will sie zurück, darum will ich in eine große Geborgenheit hinein, und das ist gleichzeitig die Strafe und Buße für meine Tat«. In (233) kommt er mit seinen Erlebnissen beim Lesen von Jack Londons *Der Ruf der Wildnis*. Er erzählt die Geschichte mit zunehmender innerer Beteiligung und muß doch immer wieder unterbrechen, indem er seine Verlegenheit weglacht. Je gerührter er wird, desto mehr muß er das »sentimental« nennen. In der Geschichte geht es darum, daß ein Hund von einem Mann vor dem sicheren Tod gerettet wird. Dieser Hund ist dem Mann danach absolut treu und beweist das auch auf absurdeste Weise, bis im Frühling der Lockruf eines Wolfs ertönt. Der Hund geht für eine Nacht zu dem Wolf, und genau in dieser Nacht wird sein Herr von Indianern ermordet. Als der Hund zurückkam, war er so betäubt und wütend, daß er zu den Indianern raste, zwei totbiß und die anderen in die Flucht schlug. Von da an war er der Schrecken der Indianer, wurde doppelt so groß wie ein gewöhnlicher Hund und kehrte doch jedes Jahr wieder an den Ort des Mordes zurück, um dort tüchtig zu heulen. In meiner Deutung kann ich ihm klar machen, daß sein Gefühl so ähnlich gewesen sein müsse, als fremde Männer, die Ärzte, seine Mutter wegholten, und daß damals seine Rache darin bestanden habe: »Ich werde doppelt so groß und der Schrecken von allen, ich bin ein gefährlicher Mörder geworden, und das mußte ich, um meine Mutter zu rächen«. Bei diesen Worten ist der Patient so berührt, daß ihm zum ersten Mal in der Analyse Tränen herunterlaufen und er schon zehn Minuten vor Schluß fragt, ob es noch nicht Zeit ist. Es wird ihm zu heiß unter den Füßen, und auch das ist besprechbar. In den letzten zehn Minuten schweigt er und weint still vor sich hin.

In (243) stellt sich heraus, daß er sich immer weniger bei den Zeugen Jehovas zuhause fühlt: Immer weniger kann er dort ein Märtyrer sein, und es sieht so aus, als ob der Mord auch zum Ziel gehabt hat, ein Märtyrer zu werden. In (293) spricht er von seinem Gefühl, daß Holland doch ein echt nettes Land ist, viel toleranter als andere Länder, und daß es vielleicht doch mal gemütlich werden könnte. Er fährt fort, daß er die Analyse eigentlich auch so hochschätzt. Und was die Zeugen Jehovas angehe, so dürfe ich nicht denken, es herrschten dort schrecklich orthodoxe Zustände. Es geht dort auch manchmal ganz schön gesellig zu, aber ... sind die nicht doch auch alle ein bißchen neurotisch, wenn zu ihrem Wesen so ein schrecklich strenger Glaube gehört? Dann sagt er, er habe in den letzten Jahren nie mehr entspannt ein Buch gelesen, außer es hatte etwas mit der Bibel zu tun. Oder das ganze Gegenteil: Comic-Bücher. Zum letzten Mal hat er entspannt ein Buch im Gefängnis in Schweden gelesen: »Raskolnikow, ein Verbrechen aus Schuldgefühl, und seine Mutter ging mit nach Sibirien, als er verurteilt war« (seine Worte!).

In (324) beschreibt er seine masochistischen Phantasien und Handlungen näher. Er möchte Menschen dazu verführen, sich ihm sexuell-sadistisch zu nähern. Auf diese Weise ist die andere Person durch Schuldgefühle an ihn gebunden und muß ihn, den Analysanden, zur Buße verwöhnen, pflegen und hätscheln. Das Ganze muß aber gleichzeitig unwirklich bleiben und deshalb unter dem Einfluß von Haschisch geschehen. Es ist eigentlich eine Art Spiel, eine fremde, unwirkliche Szenerie. Ich ziehe dann eine Verbindung zu dem Endziel, der Pflege und Verwöhnung, die er sich erst durch Strafe und Qual verdienen müsse. Durch die Unwirklichkeit deutete er vielleicht an, daß es um eine Erinnerung an eine frühere Phantasie oder Begebenheit geht, mit der die heutige Wirklichkeit ausgelöscht werden soll: »Ich kann Mutter nur wiederbekommen, wenn ich mir das antun lasse, was ich ihr antat«. Ich kann ihm dann noch zeigen, wie er auch auf allerlei anderen Gebieten – nicht nur im Sexuellen – Strafe sucht und die Wirklichkeit durcheinanderbringt. So gesehen sei der phantasierte Mord an der Mutter wirklicher als der reale Mord an F, seinem Opfer. Überrascht sagt er, daß er nun kapiere, warum er die ganze Zeit bewußt überzeugt war, er werde noch eines Tages morden, aber daß das unbewußt dazu diene, der Mörder zu werden, der er schon längst war. Erst wenn der wirkliche Mord geschehen ist, kann er für seinen Phantasie-Mord gestraft werden.

Ein wichtiger Teil seiner masochistischen Phantasien wird nun für ihn (und mich) als ein Phantasiespiel verständlich, in dem er die unerträgliche Wirklichkeit des Todes der Mutter durch Umdrehen »auflöst« und

»repariert«. Die unerträgliche Wirklichkeit »Ich habe dich kaputtgemacht und dich deswegen verloren« wird zu einem Spiel gemacht und gewendet in »Indem ich mich von dir kaputtmachen, quälen und strafen lasse, bekomme ich meine liebe Mutter wieder und werde verwöhnt und gepflegt«. In (344) sagt er zum ersten Mal von sich aus: »Was bin ich eigentlich für ein schrecklich kleines, wütendes, fußstampfendes Kind! Ich kann es nicht einmal ertragen, wenn ich mein Naturkundebuch nicht schon auswendig kann, nachdem ich es einmal durchgeblättert habe.« Ich biete ihm an, er habe möglicherweise die Phantasie, alles ginge nach seinem Willen, wenn die Mutter nur am Leben geblieben wäre. Er beendet die Sitzung mit dem Seufzer, daß Narziß in sein Spiegelbild nicht nur verliebt gewesen sein kann, sondern sich doch auch unausstehlich gefunden haben muß.

Kurz danach kommen substantielle Ergänzungen zu dieser Entdeckung. Kurz vor Schluß einer Sitzung (345) sagt er, er habe in letzter Zeit so seltsame Phantasien. Er hat eine neue Skulptur gemacht, mit lauter runden Bollen, und er malt sich aus, daß er ganz klein ist und zwischen den Bollen herumläuft, als ob das die ganze Erde wäre. In (353) erzählt er, daß er in der Gestaltungstherapie ein neues Werk geschaffen habe. Es ist eine Art verborgener Brust, sagt er, und so gut, sagt der Gestaltungstherapeut, daß es professionell ist. Er könnte ja an die Kunstakademie gehen, aber dazu hat er auch keine Lust, all diese barocken Dinger machen, was soll er damit? Es klingt sehr verdrossen und gelangweilt, und seine Art, es zu sagen, wirkt auf mich so matt, leer und traurig.

In der folgenden Sitzung (354) ist er viel zugänglicher und spricht über sein Gefühl von Hoffnungslosigkeit. Er glaubt felsenfest an die Lehre der Zeugen Jehovas, aber er hat so einen Widerwillen gegen all die Versammlungen: Er kann nicht mehr dazugehören, er ist zu schlecht; er kommt immer mehr unter Druck. Sonst konnte er mal eben Ferien nehmen von seinem Gewissensdruck, indem er etwas Hasch rauchte, aber das hilft nicht wirklich. Es ist eigentlich eine Situation, die unauflösbar ist: Einerseits will er felsenfest an die strenge Lehre glauben, aber dann muß er als Mörder, Homosexueller und Onanierer auch wirklich ausgestoßen werden. Je wirklicher der Mord nun wird, desto verdammter ist er natürlich. Ich frage ihn nach Gedanken zum Mord, die er letzthin gehabt habe. Gerade gestern, sagt er, hat er darüber nachgedacht, aber sofort danach vergessen, was es war. Er kann gerade schlecht einschlafen und hört am liebsten Beethovens Violinkonzert. Dabei kann er der Geigenstimme so gut folgen und sie festhalten, als ob die Mutter für ihn singe. Er realisiert immer mehr, daß er den Mord aus Hoffnungslosigkeit

und einer Sehnsucht nach Geborgenheit und Strafe beging. Er will mich dann seine Plastiken sehen lassen, aber ohne das kindische Spielchen, daß ich ihn bewundern müsse, nein, er will mir damit etwas sagen, er weiß allerdings nicht, was. Dann fängt er doch an, sein letztes Werk zu beschreiben. Es ist eine Brust in einer Art Hülle. Die Brust ist ganz heil und glatt, nicht einmal durch die Brustwarze unterbrochen; die Umhüllung dagegen ist rau. Wörtlich sagt er dann: »Das ist meine Brust, ich suche etwas in mir.«

Die nächste Sitzung (355) beginnt er damit, daß er sich wieder so leer fühle. Ich biete ihm an, er suche in der vollkommenen Brust ein Ideal, etwas in sich selbst, was da sein sollte und ein Ersatz sei oder sein könnte für den strengen Jehova-Glauben. Das sei das einzige, was ihn wieder füllen könne. Dieser Glaube sei aber gleichzeitig auch sein Todesurteil und mache es ihm unmöglich, leben zu bleiben, während er für sein Strafbedürfnis die einzige Erlösung von seiner tiefen Schuld sei: Indem er sich opfere, mache er die Mutter sozusagen wieder lebendig, indem er die perfekte Brust gestalte, stelle er magisch die von ihm zerstörte Mutterbrust wieder her, und indem er sich dem mächtigen, fehlerlosen und perfekten Jehova ausliefere, könne er das alles wenigstens aufrechterhalten. Er sagt dann wörtlich: »Der Glaube an Jehova ist meine Mutter, er ist auch die heile Brust, die meine Rettung ist.« Dieser Glaube ist so glasklar, logisch, heil, perfekt und geläutert wie die Brust, die er gemacht hat. Sein Problem ist natürlich die Selbstvernichtung, die die Vorbedingung für das Wiederfinden, Reparieren und Instandhalten der Mutter-Jehova-Brust ist: Um sich selbst zu retten, muß er sich selbst zerstören. Weil das so unerträglich ist, sucht er verzweifelt Hilfe im Haschisch, in der Kunst oder in der Analyse. Als dies im Dialog besprochen ist, sagt er, genauso fühle er es, und fragt, wie so etwas zustandekommen kann. Wir besprechen dann, wie ein dreijähriges Kind kaum anders könne, als das Gefühl zu haben, alle Schrecknisse, die ihm begegnen, seien durch es selbst verursacht, auch weil das die Aussicht biete, wenigstens selbst Einfluß ausüben zu können. Wenn er wirklich fühle, wie hilflos er sei, dann sei das so unerträglich und ängstigend, daß nur Panik bleibe, und die sei tatsächlich nicht auszuhalten. Dabei wurde ihm klar, wie sehr der normale Prozeß, immer mehr desillusioniert zu werden und sich doch sicher zu fühlen, beschädigt ist, weil alles so unglaublich weit und schnell ging, gerade in einer Zeit, in der die Mutter noch die Quelle aller Vollkommenheit war, also auch aller guten Selbstgefühle. Daneben kam der Vater später nicht so infrage für diese Rolle, denn der war zwar lieb, aber nicht stark. Jedesmal, wenn klar wird, daß auch die Analyse, auch das

Modellieren, auch der Jehova-Glaube ihm *die* Vollkommenheit nicht verschaffen, zieht er sich in seine eigene Welt der Schein-Vollkommenheit zurück: Hasch, Größenwahn, auf alles scheißen, mit jedem sein Spielchen treiben, verhöhnen usw. – aber es befriedigt ihn eigentlich überhaupt nicht. Er sagt dann, sein größtes Problem sei: »Alles muß so leidenschaftlich, so radikal und total sein; wenn ich es nur besser aushalten könnte, wenn es nicht so ist; was muß ich tun, um mit dem Gefühl leben zu können, daß die vollkommene Brust nirgends zu finden ist?« Eigentlich kann er nicht ohne Religion oder Glauben leben, jeder Mensch hat doch religiöse Gefühle, und alle anderen Religionen sind weniger wert als der Glaube der Zeugen Jehovas! Da ist für ihn die Wahrheit, logisch, konkret und unerbittlich. Eigentlich kann er dies prächtige, mächtige Ideal nicht loslassen; katholisch kann er nicht mehr werden, das wäre Theater und Betrug. Das verknüpfe ich nun mit dem Vater, der immer so fanatisch katholisch täte, aber in den Augen des Analysanden entlarvt sei als jemand mit wenig Rückgrat und der alle Aufmerksamkeit und Anteilnahme für den Tod der Mutter auf sich gezogen habe.

Erst einige Monate später nähert er sich wieder dem Thema »Verbrechen«. Der Vater ist nun etwas gründlicher an der Reihe. In (420) kommt er auf den Argwohn und die Sparsamkeit des Vaters zu sprechen, besonders in den letzten Jahren. Der Vater fürchtete, sein Geldkasten könne gestohlen werden. Der Analysand hat dem Vater noch selbst geraten, das Geld zu genießen, es auf den Kopf zu hauen und nicht zu sparen. Er selbst hat den Vater auf die Idee gebracht, nach Australien zu reisen und Katja zu besuchen, »... und als er zurückkam, saß ich im Gefängnis!« Nun ist er empfänglich für den Gedanken, daß er auch wütend darüber war, als der Vater seinen Vorschlag befolgte. Der Vater habe immer sagen müssen: »Nein, keine Rede, ich hebe alles Geld für Dich auf, und außerdem will ich überhaupt nicht nach Australien, denn ich kann Dich keinen Tag missen.« Ob nicht der Mord auch ein Stück Rache dafür sei? Er meint darauf, daß schon bald große Ferien sind und er mir das herzlich gönnt. Ich sage ihm, so etwas habe er dem Vater auch gesagt. Nach einem Schweigen meint er unheilverkündend, daß die Welt in ein paar Jahren doch zum Teufel geht, der Untergang ist nahe, aber so viele Menschen sind blind und haben das noch nicht durchschaut. Hier kommt also seine Rache an mir zum Vorschein, und ich sage ihm das auch.

In (438) sagt er, er sei noch immer tief überzeugt, er könne nur weiterleben, wenn er die Todesstrafe gekriegt hat. Es ist natürlich Unsinn, aber dann hat er wirklich gebüßt und kann weitermachen. Er sagt, er kann nun begreifen, warum er so streng und fanatisch glauben mußte: Der Je-

hova-Glaube ist genauso hart und unmenschlich wie sein eigenes strenges Gewissen. Er fühlte sich dann wohl mal eine Zeitlang besser, weil schuldlos und »wieder lieb«, aber leben konnte er nicht damit, denn eigentlich war das auch eine Art Todesstrafe, dieser ganze Glaube. »Ich finde es nun unbegreiflich, daß ich in den ersten anderthalb Jahren, die ich dabei war, nie masturbierte.«

In (439) erinnerte er sich an den Herzinfarkt des Vaters. Im Grunde hat er immer die Phantasie gehabt, daß der Vater den Herzinfarkt bekommen hat, weil er ihm so lästig war. »Ich bin sicher ein Sargnagel für ihn gewesen.« Der Vater war so ein sonderbarer Mann, man konnte ihn so leicht beeinflussen, und er war so schwach. Er bringt Erinnerungen daran, wie er mal Weinkrämpfe hatte, »bestimmt eine Woche lang«, im katholischen Internat, als der Vater ihm geschrieben hatte, er könne ohne die Mutter so schlecht weiterleben. Dann stellt sich heraus, daß er damals das Gefühl hatte, daß sich der Vater nur für seinen eigenen Kummer und nicht für den des Sohnes interessierte. Aber er dachte auch, er müsse die Mutter beim Vater ersetzen, denn sonst wäre es so traurig für ihn, und daher kam dann ein neues Schuldgefühl: Irgendwie hatte er ja doch das Gefühl, daß die Mutter seinetwegen gestorben war.

In (468) sagt er: »Ich habe Ihnen noch gar nicht genau erzählt, was bei dem Mord geschah; das war eigentlich auch ein Spiel. Nur, es ist völlig außer Kontrolle geraten.« Von Anfang an war es eine irrealer Sache für ihn, so etwas wie ein Marterspiel, etwa wie: Wir spielen es schon, aber nicht echt. Mit den Folterspielchen macht es auch plötzlich keinen Spaß mehr, wenn es kein Spiel mehr ist, denn dann führt er nicht mehr Regie. K, sein Mittäter, und der Patient lauerten F, dem Opfer, auf. Der Patient überließ K alles. Er hatte auch zu ihm gesagt: Denk Dir was aus. K war während der ganzen Zeit der Aktive, außer in einem bestimmten Moment; darüber gleich mehr. K erfand eine Geschichte über ein Mädchen, das auf ihn warte, um F mitzulocken, und er führte auch weiter das Wort; der Patient folgte ihm in einer ganz unwirklichen Atmosphäre. Oben im Lagerhaus stellte sich der Analysand ans Fenster und sah hinaus. F ließ sich von K festbinden, dann bat K den Analysanden um das Messer, das er bei sich hatte, denn damit wollte er die Kleidung von F zerschneiden, um ihn auszuziehen. Als F nun protestierte, fing K an, ihn sehr grob zu beschimpfen und immer gemeiner zu bedrohen, z. B. wir werden Dich gleich schön totmachen usw. Der Analysand wurde nun ängstlich, denn es sollte ja ein Spiel bleiben, und er schnauzte K an, er solle in Gottes Namen aufhören. Da begann F vor Angst zu schreien, und in dem Augenblick konnte der Analysand das nicht länger mitanse-

hen und schlug F mit dem Messergriff auf den Kopf. Aber das tat er nur, um F zum Schweigen zu bringen, denn er konnte Fs Schreien und Angst nicht mehr aushalten. Von nun an ging es zu wie in einem Hexenkessel. »Auch wenn es verrückt klingt: Ich kann eigentlich keiner Fliege etwas antun. Ich konnte Fs Angst nicht ertragen, es war plötzlich kein Spiel mehr, und da mußte ich ihn durch die Schläge auf den Kopf zum Schweigen bringen. Dann sagte F, schon ziemlich groggy: ›Ich werde Euch nicht anzeigen, wenn Ihr mich jetzt losbindet!‹ Und da wurden wir ganz ängstlich. Es war, als sei das Böse schon geschehen, könne nicht mehr zurückgedreht und müsse doch zum Stehen gebracht werden.« F wurde dann von ihnen zusammen erwürgt, und als er schon tot war, hat der Patient ihm noch in den Rücken gestochen. Später bei der Sektion kam heraus, daß F da schon tot war. Während dieses Berichts wird der Analysand immer aufgewühlter, Tränen bitterer Reue laufen ihm über die Wangen, und er sagt: »Es ist alles so schrecklich außer Kontrolle geraten.«

In (532) erzählt er, daß sein Meerschweinchen gestorben sei. Es war sehr schlimm, das Tier wurde immer benommener, und der Analysand fühlte sich völlig machtlos. Erst ist er auf den Tierarzt wütend, der nichts machen konnte, aber dann kommt er selbst dahinter, daß es sich genauso anfühlt wie ein Mord: Wenn man früh stirbt, ist es wie ein gewaltsamer Tod, denn die anderen tun nichts dazu und sind eigentlich Mörder, weil sie eben doch etwas hätten tun müssen! In (537) kommt er wieder auf seine Onanie-Phantasie zu sprechen. Am schönsten ist es, wenn er von seinen Schwestern gemartert wird, allen vieren, sein Bruder kann zur Not auch dabei sein, aber sein Vater spielt nie eine Rolle – der ist ausgeschaltet, sagt er lachend. Aber Publikum ist immer dabei. Nach kurzem Schweigen sagt er, es komme noch etwas dazu; auch in Bezug auf die Schwestern denke er: Gerade gut, daß Zuschauer dabei sind, dann sehen andere es auch mal. Nach einigem Schweigen und mit Scham sagt er dann, daß es noch etwas Wichtiges gäbe: Unter den Zuschauern befindet sich Maria Z. (ein Mädchen, dem er bei den Zeugen Jehovas begegnete und in das er sich verliebte; sie hat auch den selben Vornamen wie die Mutter und seine Lieblingsschwester), und sie sieht zu, wie er gefoltert wird. In (603) ändert sich diese Phantasie: Er war an ein Kreuz genagelt, und als letztes Ereignis in seinem Leben soll seine Mutter ihm einen runterholen; die Schwestern sehen dabei bewundernd zu. Es gab noch immer viel Publikum. Er fährt fort, daß er gestern auf dem Flohmarkt war (er darf die Klinik für kurze Zeiten unbegleitet verlassen) und dort ein Kreuzigungsbild sah, das 35 Gulden kostete. Er sagte zu dem Verkäufer:

»Das ist viel zu teuer, Mann, nicht mal 'nen Zehner ist das wert!« Ich spreche dann von der Möglichkeit, daß Jesus bei ihm in seiner katholischen Familie schon sehr wichtig war und es ihn manchmal rasend machte, wenn die Mutter so für Jesus schwärmte, genau wie der Vater. Jesus sei eben der brave, reine Liebling gewesen, der auf alle Sexualität verzichtete. Er dagegen sei, wie alle kleinen Jungen, stolz auf seinen Penis gewesen und habe das der Mutter auch gezeigt, stieß aber, wie bei den Schwestern, nur auf Ablehnung. So sei seine Onanie-Phantasie vielleicht eine Entschädigung für all die unerträglichen Kränkungen, er habe den Vater ausgeschaltet und werde zugleich für diese Todsünde durch Kreuzigung gestraft.

In der nächsten Sitzung (604) erzählt er davon, wie eine Frau in der Stadt Kontakt zu ihm suchte, aber dann doch deutlich abwartete, ob er selbst nicht etwas aktiver würde. Das ist aber für ihn undenkbar und unerträglich: Aktiv männlich kann er solange nicht sein, wie er das Gefühl hat, daß Frauen es auf seinen Penis abgesehen haben, weil sie selbst nichts haben. Dann fällt ihm ein, daß er vor kurzer Zeit einmal in ruhelosem Bewegungsdrang zum Friedhof gegangen war und den eigenartigen Impuls hatte, eine Taube von einem Grabstein zu vertreiben. – Er sei wohl auch sehr eifersüchtig auf die Taube der Mutter gewesen: Jesus? – Unter großer Scham erzählt er seine letzte Onanie-Phantasie: Gestern nahm er einen Spiegel, um sich selbst zu betrachten, nimmt allerlei Haltungen ein, wird aufgeregter und baut das langsam auf, denn wenn er zu schnell fertig wäre, dann ist das Vergnügen ja auch zu schnell vorbei. Das Wesentliche ist jedenfalls, daß er seine Erektion im Spiegel sieht, ja daß sein ganzer Körper eine Art Erektion ist. In dem Moment phantasiert er, daß er seine Mutter ist, die ihn anschaut, während er gefoltert wird, also Jesus ist; das ist der Moment, in dem er kommt.

### *Diskussion*

Ich werde die Diskussion vor allem auf die zentrale Hypothese beschränken, wie sie schon im Titel steht: das Verbrechen aus Schuldgefühl. Aber ich will doch erst noch die gewisse Künstlichkeit in Erinnerung rufen, also die Tatsache, daß nur das Material zur Sprache kam, das von den Kommentatoren und dem Analytiker als relevant im Bezug auf die Straftat betrachtet wurde. Alles, was mit dem Prozeß, der Struktur, dem Übertragungs-Gegenübertragungs-Kontinuum und der Technik zu tun hat, wurde mit Absicht weggelassen. Es ist dennoch auffallend, daß trotz dieser Beschränkungen eine deutliche Entwicklung in der

Analyse sichtbar ist. Es ist auch wichtig zu begreifen, daß die Isolierung der abhängigen Variablen, wie das oft bei wissenschaftlichen Untersuchungen erwünscht ist, auf dem Gebiet der Psychoanalyse eine Illusion ist. So läßt sich aus diesem Material sehr deutlich ableiten, daß z. B. das Schuldgefühl für einen tatsächlich begangenen Mord die Gefühle zudecken kann, die sich auf den phantasierten Mord an Vater oder Mutter beziehen. Aber auch umgekehrt: Zu einem bestimmten Moment werden plötzlich hinter dem Schuldgefühl für Vater oder Mutter Zugefügte in voller Schwere die Reue, das Bedauern und der Kummer wegen der Straftat sichtbar. Ursache und Wirkung sind hier also nicht immer scharf zu unterscheiden und bedingen sich gegenseitig. Gefühle, die die Folge der Straftat sind, mischen sich mit Gefühlen, die eine ursächliche Bedeutung haben. Beide Positionen interagieren und können sich überdies gegenseitig abwehren, je nach dem, wo der Schmerz am wenigsten unerträglich ist. Solange man sich klarmacht, daß hier gegenseitige Wechselwirkung mehrerer Determinanten – also Multikausalität – wirkt, kann man sich vor zu hochgespannten Erwartungen hüten. Dieser Artikel ist nicht mehr als die Beschreibung einer Beschreibung, in der auf jeden Fall alle Teilnehmer mit großer Sorgfalt und Zähigkeit danach strebten, die »Objektivierung« durch eine nicht unwesentliche Intersubjektivität zu fördern.

Ich werde nun das Material noch einmal kurz chronologisch durchgehen, um zu zeigen, daß in der Analyse eine Entwicklung stattgefunden hat, die die Bedeutung der Straftat klarmacht und zugleich mit anklingen läßt, was sich vom analytischen Prozeß trotz der erwähnten Beschränkungen sichtbar machen ließ.

Schon vom allerersten Anfang der Analyse an fällt auf, wie intensiv die Kombination von Sadismus, Grandiosität, beschädigtem Realitätsbegriff und magischem Denken sowohl das gegenwärtige wie das vergangene Verhalten des Analysanden beherrscht. Die Aktion des Vaters mit den Hähnchen, seine eigenen Taten mit den Fröschen und dem Schäferhund (7, 9, 24), die Vergewaltigungen, die er im römisch-katholischen Internat erlitt (56) – dies alles erklärt natürlich nichts, aber zeigt doch an, daß Gefahr und Verführung in der Luft lagen. Daß schon früh etwas grundsätzlich falsch lief, sieht man an der Begebenheit vom Schneiden des Mädchens (89). Auffallend ist seine aufrichtige Überraschung, daß dies Folgen hatte, und es zeigt, wie sehr er schon als Elfjähriger verleugnen mußte, daß er Böses tun kann, wenn er will. Ähnlich verhält es sich, wenn er von seiner Neigung erzählt, in das kochende Blei zu springen (124). In der Analyse spielt die Welt seiner Onanie-Phantasien eine gro-

ße Rolle beim Verfälschen der Wirklichkeit. Es geht immer wieder darum, Macht über andere zu bekommen, und zwar meist durch Schuldigmachen und – mehr innerlich – indem er sich beim Masturbieren doppelt identifiziert, indem er seine Haut mit Nägeln zerkratzt (43) oder sich mit roter Farbe Wunden aufmalt (143) usw. Dies paart sich auf nicht direkt sexueller Ebene in vielerlei Hinsicht mit magischen Verleugnungen, aber mit dem bedeutsamen gemeinsamen Nenner, daß Phantasien wirklicher als Taten sind, vor allem, daß der phantasierte Mord schlimmer als der begangene ist. Im Lauf der Behandlung wird auch erkennbar, wie sehr das Bedürfnis nach Märtyrium im Zentrum steht, das später immer deutlicher ein Kreuzigungsritual wird, in dem die Mutter eine wichtige Rolle spielt. Erst dann bekommen wir langsam eine genauere Einsicht in die Bedeutung dieser Phantasiewelt und können vermuten, daß dies die einzige »Lösung« für seine extreme Hilflosigkeit in der Zeit der Krankheit und des Sterbens der Mutter war.

Zu Beginn der Analyse teilt unser Patient mit, er habe schon als Kind gewußt, daß er einst jemanden ermorden würde (5). Er rationalisiert das mit verschiedenen Erklärungen, »daß er so ein schlapper Kerl war«, oder »daß man immer tun muß, was man sich vorgenommen hat« (75), aber trotz aller Großsprecherei wird der Strafaspekt doch sichtbar: Er wußte, daß er es tun würde, sobald er volljährig, also wirklich verantwortlich wäre. Mittlerweile hat er auch noch in (24) den Aspekt mitgeteilt, der den Mord zu dem Zeitpunkt begünstigte: die Tatsache, daß sein Vater ihn verließ und die verhaßte Schwester in Australien besuchte. In (130) und (131) wird der Grund für seinen Aufenthalt in Schweden klar: Er will dort etwas von der Mutter finden. In (164) teilt er mit, daß er keine Folgen zu befürchten hatte, denn er hat immer gewußt, daß er für seinen Mord nicht bestraft (d. h. für ihn: nicht exekutiert) werden würde. Das war übrigens ein wichtiger Widerstand in der Analyse: »Ich bin ein Mörder, bin im Versorgungsparadies in der Klinik und bekomme noch eine Psychoanalyse als Zugabe; da sieht man doch, daß die Gesetze der Wirklichkeit für *mich* nicht gelten; deswegen brauche ich auch den Jehova-Glauben, der ist wenigstens echt, denn er ist streng!« In (233) gibt es eine Verbindung zu der gefühlhaften Erinnerung an die Ärzte, die seine geliebte (und gehaßte) Mutter wegholten und zerstörten. In (243) kommen die Märtyrer-Phantasien in den Vordergrund, und sein Verlangen, um einer edlen Sache willen verfolgt zu werden. In (293) hat er die Einsicht, daß der Jehova-Glaube ein Teil seiner Neurose ist, und er landet bei Raskolnikow. Nachdem er in (324) zu der Einsicht in die Funktion gelangen konnte, die die masochistischen Phantasien für ihn haben,

nämlich die Mutter wiederzufinden, kommt der Prozeß in eine Stromschnelle (344, 345, 353, 354, 355): die Einsicht in die Reparations-Funktion seines unmöglichen Ideals, den Jehova-Glauben und die vollkommene Brust, die magische Wiederherstellung der von ihm zerstörten Mutterbrust und der von ihm zerstörten eigenen Welt. Nachdem der Mutter-Aspekt seiner tiefen Schuld mindestens teilweise bewußt geworden und durchgearbeitet ist, ist der Vater-Aspekt an der Reihe. In (420, 438, 439) kommt seine Angst an's Licht, daß er in Zusammenhang mit dem Herzinfarkt des Vaters, bei dem er anwesend war, ein Sargnagel für den Vater war, wobei wir eine Verbindung zu seiner Wut über die Egozentrik des Vaters herstellen können. Erst danach, also nachdem die verdrängten Schuldgefühle gegenüber Vater und Mutter zugänglich sind, kommen ganz echte Gefühle in Bezug auf die Straftat (468). Dies ging eben erst, als die anderen Bedeutungen des Verbrechens davon »wegpräpariert« waren. Danach kommt seine zentrale Onanie-Phantasie (die zugleich auch ideal ist) an die Oberfläche (603, 604): Er ist seine Mutter, die ihm zusieht und in dem Moment orgiastisch ist, in dem er als Jesus gefoltet wird und den Vater ganz weggemacht hat. Die dynamische Bedeutung dieser Phantasie lasse ich hier auf sich beruhen und verweise zum genaueren theoretischen Verständnis auf die Arbeit von Chasseguet-Smirgel über den Zusammenhang zwischen Idealisierung und Perversion (1974).

### Epilog

Noch einige Bemerkungen dazu, wie es mit dem Analysanden weiterging. Nach gut drei Jahren Analyse wurde die Anordnung zur Zwangsunterbringung in der Klinik aufgehoben, d. h. er konnte die Klinik als freier Mann verlassen (außer einiger ambulanter Betreuung durch Bewährungshelfer). Wie viele Patienten, die dann außerhalb der Klinik leben können, hat auch er die Analyse beendet, wahrscheinlich auch deswegen, weil er noch in der Klinikzeit einen homophilen Partner gefunden hatte, mit dem er zusammenwohnen wollte. Der Analysand bekam das starke Gefühl, daß sein Partner es nicht vertragen würde, wenn er die Analyse fortsetzte. Der Partner würde nur zustimmen, wenn es eine »Partner-Beziehungs-Therapie« wäre, aber das wollte der Analysand absolut nicht. Sie wohnten dann tatsächlich zusammen in einem Dorf und lebten von dem Einkommen, das der Analysand mit seinen Zeichnungen und Malereien verdiente: Sie klapperten alle Festivitäten (Pferdemärkte usw.) in der Gegend ab, um Aufträge zu bekommen, z. B. Porträtieren

von Familien und Freunden; später gingen sie auch in Betriebe, z. B. in Restaurants, die eine Darstellung des Gasthofs auf der Speisekarte haben wollten. 1980, also sechs Jahre nach dem Ende der Analyse, habe ich sie einmal besucht. Die Beziehung war stabil, und der Beruf gab genügend Befriedigung und regelmäßiges Einkommen. Im Herbst 1991 suchte ich noch einmal Kontakt und erfuhr zu meinem Schrecken, daß der Patient 1987 an einem Gehirntumor gestorben war. Ich habe aber dann ein ausführliches Gespräch mit dem Partner des Patienten über die Zeit nach 1980 gehabt. Dabei kam heraus, daß das Thema »Schuld« wichtig geblieben ist. Es war für den Analysanden ein Trost, daß er seine Mutter insofern nicht überlebt hat, als er starb, kurz bevor er das Lebensalter erreichte, in dem seine Mutter gestorben war. Nach Auskunft seines Partners sprachen sie oft über den Begriff der stellvertretenden Schuld, was ja viel mit Jesus zu tun hat. Obwohl die Analyse bei ihrem Ende noch lange nicht »fertig« war, kann man doch sagen, daß etwas verändert war: Vor Behandlungsbeginn hatte der Patient noch nie eine feste Arbeitsgelegenheit und keine feste Beziehung gehabt – danach wohl. Strukturell war das Über-Ich verändert: Schuldgefühle waren nicht mehr »mörderisch«.

### Schluß

Schlußfolgerungen, die aus einer Untersuchung wie dieser gezogen werden, sind sehr subjektiv. Für mich selbst hat sie großen Wert, nicht nur weil wir mit Hilfe der Intersubjektivität einen kleinen Schritt beim Objektivieren von Vermutungen gehen konnten, die man über den Patienten hat, sondern auch weil sie so lehrreich ist. Diese Form von Darstellung und Diskussion eines Prozesses, und zwar eines psychoanalytischen, hat bei allen Teilnehmern auch noch einen anderen Prozeß in Gang gesetzt, den man als »Erlernen von relativer Kontroverse« bezeichnen könnte. In einer Arbeit über die Kohut-Kontroverse vor einigen Jahren habe ich es so gesagt: »Letztendlich kann die einzig mögliche realistische Antwort auf diese unterschiedlichen Betrachtungsweisen nur eine enge Kooperation auf der praktisch-klinischen und technischen Ebene zwischen sachverständigen Mitgliedern von im Widerspruch liegenden Gruppen sein. Frans Verhage hat in Holland ein solches Verfahren entwickelt und durchgeführt. Die Methode bezieht sich auf eine Situation, in der ein sachverständiger Analytiker täglich oder wöchentlich einen Bericht über eine Analyse schreibt, der dann vier oder fünf erfahrenen Analytikern mit möglichst unterschiedlichen theoretischen

Standpunkten ausgehändigt wird, die unabhängig voneinander jeden Monat ihre Kommentare und Prognosen notieren ... Es wäre vorstellbar, daß erfahrene Vertreter der Selbstpsychologie und der klassischen Analyse sich auf diese Weise gegenseitig Supervision oder Unterweisungen erteilen« (1985, S. 939). Es ist kein Zufall, daß die »controversial discussions« der vierziger Jahre zwischen Kleinianern und Freudianern in London nicht nur nicht zu einer Spaltung geführt haben, was an und für sich in der psychoanalytischen Welt schon ausgesprochen bemerkenswert ist, sondern die »Mittelgruppe« geschaffen haben, mit Leuten wie Winnicott, Balint, Paula Heimann, Christopher Bollas, um nur einige zu nennen. Es ist das fortdauernde Spiel von Gegeneinander und Miteinander in einer Arbeitsgruppe, die sich über einen langen Zeitraum mit demselben klinischen Material beschäftigt, das so produktiv ist.

(Anschrift des Verf.: Dr. Nikolaas Treurniet, Eemnesserweg 24, NL-1261 HG Blaricum)

(Übersetzung: Jürgen Doebert, Reutlingen)

#### BIBLIOGRAPHIE

- Chasseguet-Smirgel, J. (1974): Perversion, Idealization and Sublimation. *Int. J. Psychoanal.*, 55, 349–357.
- King, P., und R. Steiner (1991): *The Freud-Klein Controversies 1940–1945*. London/New York (Tavistock/Routledge).
- Treurniet, N. (1985): Psychoanalyse und Selbstpsychologie. Eine metapsychologische Studie mit Fallbeispiel. *Psyche*, 39, 906–939.
- Wallerstein, R. S. (1991): Psychoanalytic Education and Research: A Transformative Proposal. *Psy. Inquiry*, 11, 196–226.
- Weiss, J., und H. Sampson (1986): *The Psychoanalytic Process*. New York/London (Guilford Pr.).

#### Summary

*Murderous Guilt Feelings*. – The author provides a treatment report on the psychoanalysis of a juvenile murderer, the focus being on the unconscious determinants of the crime. To obviate the danger of a *folie à deux* the analyst was observed in his efforts by four experienced clinicians – two men and two women – who turned in regular progress commentaries on the course the treatment was taking. Work with the analysand centered around the question whether and how the crime could be »explained« or at least made susceptible of explanation. Treurniet's gripping case history – result of a scientific exploration work – is a demonstration of what the clinical practice of psychoanalysis can in fact achieve on such difficult terrain as penal correction and resocialisation (in the framework of the Dutch Mesdag Clinic).

#### Buchbesprechungen

Mertens, Wolfgang: *Kompendium psychoanalytischer Grundbegriffe*. München (Quintessenz Lexikon) 1992. 344 Seiten, 78 DM.

Wolfgang Mertens hat in den letzten Jahren eine Reihe von Büchern veröffentlicht. Als einer von wenigen Psychologen in Deutschland beschäftigt er sich mit der Psychoanalyse. Und das kompetent. Die dreibändige *Einführung in die psychoanalytische Therapie*, in der schwierige Sachverhalte in bester angloamerikanischer Tradition so einfach wie möglich erklärt werden, zeigte das unlängst auf beste. Viele Beispiele, aber auch prägnante kulturhistorische Einschübe fördern den Lesefluß im *Kompendium*. Der Wissenschaftlichkeit schadet der flüssige Stil auf keinen Fall. Im Gegenteil: Mertens schreibt für Fachpublikum und interessierte Laien gleichermaßen. Eine Fähigkeit, die man manch anderem Autor, nicht nur auf psychologischer Seite, wünscht.

Stichwort *Abstinenz*: Mertens erklärt zunächst das heutige Verständnis – Abstinenz auf Seiten des Analytikers. Dann geht er zur ursprünglichen Auffassung über – die Aufforderung an den Klienten, während des Verlaufs der Analyse auf Ersatzbefriedigungen zu verzichten –, um dann wieder den Bogen zum aktuellen Verständnis zu finden. Freud hatte bekanntlich empfohlen, mit der Kühle eines Chirurgen und der Opakheit eines Spiegels ans Werk zu gehen. Oft mißverstanden, meinte er »damit im wesentlichen aber eine Einstellung, die versucht, die Äußerungen eines Patienten aus dessen Verständnis heraus einzufühlen« (S. 1). Vor allem sollte sich der analytische Therapeut jeden pädagogischen Eingriffs enthalten. Über die Kontrolle der Gegenübertragung gelingt das am besten. Mertens macht zu Recht darauf aufmerksam, daß in der Gegenwart »die Forderung nach sexueller Abstinenz des Analytikers besonders betont worden« (S. 1) ist, dabei aber andere nicht so leicht erkennbare Formen der Nicht-Abstinenz gern übersehen werden: der Mißbrauch des Analysanden zur narzißtischen Befriedigung oder zum Weitergeben eigener unerledigter Aufgaben zum Beispiel. Er ist der Ansicht, daß es – im Gegensatz zu der puristischen, in den vierziger Jahren in Nordamerika entstandenen Auffassung – allenfalls eine »kontrollierte Subjektivität« geben könne.

Der Autor spart – wie immer – nicht mit Kritik an Freud. Dazu nur ein Beispiel von vielen: *Scheitern am Erfolg*. Die ödipal determinierte Selbstbestrafung ist als Erklärung »nach heutigem Kenntnisstand zu wenig differenziert« (S. 207). Warum? »Zunächst einmal muß der deskriptive Status von Erfolg problematisiert werden: Das, was die Umwelt als Erfolg erhebt, braucht für den Betroffenen selbst keineswegs ein Erfolg sein« (S. 207). Und: Paradoxiertweise kann auch ein Versagen als Erfolg erlebt werden – siehe Wilhelm Reichs Formel vom *Sieg durch Niederlage*. Mertens erwähnt die selbstpsychologische Perspektive Kohuts: Das Bewußtwerden archaischer Größenphantasien oder exhibitionistischer Impulse würde »manische oder paranoide Episoden nach sich ziehen« (S. 208) – ein weiterer Beleg, daß Freuds Erklärung unfertig war, so das Resümee, das Mertens auf konstruktive Art – mit der Zitation der Forschung nach Freud – liefert. Ein eigenes Stichwort hat das *Szientifische Selbstmißverständnis* Freuds bekommen. Kein Wunder bei den Mißverständnissen, die sich hier hartnäckig halten.